

## Kampfspruch.

Siege oder Niederlagen:  
immer gilt es, neu zu wagen.

Richard Dehmel.

## 24] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Er zog neue Zeichnungen und Photographien heraus und fing unverzüglich an, sie zu demonstrieren:

— Sehen Sie hier — im Längsdurchschnitt, meine Herren — wenn wir uns nun den einen Schornstein des neuen Dampfers — es sind übrigens zwei da — platt auf die Erde gelegt vorstellen, so ist er — merken Sie wohl, was ich Ihnen sage, meine Herren — so groß, daß, wenn man ein Doppelgleise von Eisenbahnschienen darin legte, zwei Pullmanwagen aneinander vorüberfahren könnten, meine Herren, wie in einem Tunnel . . . !

— Ah! sagte der Frachtagent, wunderbar! In Wahrheit ein technisches Meisterstück . . .

Die beiden Herren murmelten zustimmend:

— Wunderbar — ein technisches Meisterstück . . .

Wie ein Krummbecht zusammengebogen stieß jetzt Herr Swanson fast unter den Rodschößen des Chefs hervor:

— Und der Mast!

— Ja, ja, besetzte der Agent und tanzte auf und ab — der Mast, der Mast! Passen Sie auf, Gentlemen, passen Sie nur auf! In früheren Zeiten kletterten die Matrosen in Sturm und Brand — ich meine Kampf — oder nein, nein — Nebel meine ich, in Schnee und Regen und dem wilden Brausen der Elemente empor an schwankendem Takel und Tau . . . Und heute, sehen Sie, meine Herren — hier, der Mast der „Oceanic“ ist aus Eisen und hohl. Und wenn ein Matrose hinaufgeschickt wird in den Mastkorb oder um Ausschau zu halten oder so was, sehen Sie — so braucht er bloß eine Tür aufzumachen und eine Wendeltreppe inwendig im Mast hinaufzuklettern. Was sagen Sie dazu, meine Herren? Was?

Und Herr Ranch trocknete sich, völlig ermattet, die Stirn.

— Fabelhaft! sagte Herr Roth.

Die fremden Herren schüttelten die Köpfe, wie zweifelnd und gänzlich überwältigt, und der eine murmelte:

— Es klingt wie ein Märchen!

— Am ersten Mai soll sie zum erstenmal auslaufen, fuhr Herr Ranch fort und blickte hilfebeisend auf den krummen Herrn Swanson, der sich in Verrenkungen wand, als hätte er Bauchgrimmen.

— Am ersten Mai, um zwölf Uhr, von Liverpool . . . sagte er.

— Das wird sicher eine Rekordfahrt, nicht Roth.

— Wir nehmen Bilette, Herr Ranch, verlassen Sie sich drauf, sagte jetzt einer der Herren. Aber den Tag können wir nicht bestimmen. Sie wissen ja — dieser verwünschte Neuter!

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und ein Herr trat ein. Er trug einen schwarzen Anzug und einen Trauerflor um den Hut. Unter dem Arm hatte er eine dürre Mappe, so wie Rechtsanwälte sie zu tragen pflegen. Er sah einfach und anspruchslos aus; bei näherem Hinschauen aber bemerkte man, daß der Stoff seines Anzugs auffallend fein war und daß die Augen zugleich forschende und unheildrohende Pupillen aufwiesen.

— Was die Eisenbahnbilette nach New York betrifft, sagte Herr Ranch, ohne den Fremden zu beachten, so denke ich —

— Wir dachten an die Wabash, unterbrach der eine Herr.

— Wabash! rief der Agent. Aber, meine Herren, Sie werden doch nicht Ihre Reise mit einem Selbstmord anfangen wollen?

Der Mann mit der Aktenmappe war vor der Abteilungschränke stehen geblieben; aber niemand schenkte ihm die geringste Beachtung. Eine Sekunde lang zeichnete sich eine feint-

rechte Falte zwischen seinen schwarzen Augenbrauen ab; aber sie verschwand sogleich wieder, und er schien plötzlich sein ganzes Interesse Herrn Ranch zuzuwenden.

— Nein, meine Herren, sagte jetzt dieser und bohrte seinen Blick vielsagend einem der Börsenmänner in die Nase (er sah den Leuten nie in die Augen) — die Grand Trunk ist das einzige für Sie — glauben Sie mir, ich bin ein alter Eisenbahner und weiß, was ich sage: Die Grand Trunk allein ist die Linie, für die es sich lohnt, Bilette zu nehmen!

Es war auch buchstäblich wahr; Herr Ranch erhielt von der Grand Trunklinie eine Privatprovision, die er ohne Wissen der Kenyonlinie in seine eigene Tasche steckte.

— Haben Sie nie, fuhr er in scherzhafterem Ton fort — die kleine Anekdote — sie soll übrigens wahr sein — von der Wabash-Bahn gehört?

Sämtliche Herren schüttelten erwartungsvoll die Köpfe,

— Wirklich nicht? sagte lebhaft der Agent. — Ja, also, da war ein Herr, der, wie alle anderen hier in der Stadt, viel Böses von der Wabashroute gehört hatte, aber doch beschloß, mit ihr zu fahren. Als sie ein paar Stunden unterwegs waren, sagt er zum Schaffner, der eben vorbeikommt: „Ich habe immer nur Schlechtes von Ihrer Bahn gehört, und ich muß sagen, die erste Stunde lang war der Weg abscheulich. . . Aber seither ist er bedeutend besser geworden und stößt lang nicht mehr wie im Anfang!“ — „Ja, sagt der Kondukteur, da wird der Herr ganz recht haben. Seit ungefähr einer Stunde sind wir vom Gleise herunter und fahren n e b e n den Schienen. . .“

Herr Ranch gluckte vor Lachen über diese alte Geschichte, die er der Reihe nach allen Eisenbahnlinsen aufhängte, je nachdem die Extra-Provisionen flossen; und die übrigen Herren versuchten miteinzustimmen in seine Heiterkeit. Nur der Fremde, der ebenfalls zugehört hatte, zeigte einen seltsamen Gesichtsausdruck, der jedoch gleich wieder verschwand. Jetzt schritt er langsam nach dem Hintergrund des Kontors zu, und da immer noch niemand ihn irgendwelcher Aufmerksamkeit würdigte, öffnete er selbst eine Schrankentür und trat in den Bureauabteil ein.

Bendel, der aus der Entfernung das Gespräch in der Salonabteilung verfolgt hatte, empfand einen Stoß in der Herzgegend; erschrocken startete er den Fremden an, der höchst unbefangene Mappe, Stock, Hut und Handschuhe auf den nächstbesten Tisch niederlegte. Die Maschinenschreiberinnen hielten ihn für einen Börsenbekannten von Herrn Roth und fuhrn gleichmütig in ihrer Arbeit fort.

— Das ist Mr. Wolsey, dachte Helge, und der Schweiß drang ihm zu den Haarwurzeln heraus.

In einem eigentümlich leisen, kalten Ton sagte der Fremde:

— Sie, junger Mann, das ist Mr. Ranch, vermute ich, der dort redet?

— Ja, Herr! erwiderte Helge.

— Und wer ist der andere? Der mit dem jüdischen Gesicht?

— Das ist Mr. Roth.

— Ah.

Mit auffallender Neugier betrachtete er einen Augenblick den Frachtagenten. Darauf sagte er:

— Und der kleine Blondhaarige? Was ist das für ein Wesen?

— Herr Swanson, der Kabinenbeamte.

— So, Swanson. Ein Schwede?

— Ja.

— War nicht auch der vorige Agent ein Schwede — ein Landsmann von Herrn Swanson?

— Doch, sagte Helge.

— Aber er — er zog es vor, einen anderen Chef anzustellen?

Bendel schwieg.

— Nun? sagte der Fremde.

— Es scheint so.

Der Fremde sah eine Weile nach der Gruppe hinüber, die jetzt mit Händeschütteln auseinanderging.

— Was macht denn dieser Herr Swanson da unten auf dem Fußboden? fragte er plötzlich. Es sieht aus, als hocke er bloß so da. Ist er krank? Oder verkrüppelt?

In Selge stieg trotz des Ernstes der Situation ein Lachen auf; aber er beherrschte sich.

— Und das ist der Buchhalter und der Kassierer? — Er deutete mit dem Kopf auf beide.

— Ja.

— Da war auch vorher ein Schwede. Aber er hat auch den Laufpaß gekriegt?

— Ja, sagte Selge hastig, — alle Schweden — sechs an der Zahl — erhielten ihren Laufpaß, als der alte Andersson entlassen wurde.

— Wie heißen Sie? fragte unvermittelt der Fremde.

— Wendel.

— Deutscher?

— Nein, Schwede.

— Oh. Was sind Sie?

— Mr. Roths Assistent.

In einem um eine Nuance freundlicheren Ton sagte der Fremde:

— Da können Sie nur froh sein.

Damit wandte er sich und ging langsam der Passagierabteilung zu.

Selge fühlte, wie sich von seiner Brust eine Zentnerlast hob. Sein Hinterkopf wurde ganz warm, und eine ganz unvernünftige Freude leuchtete seine Augen. Er glaubte vor sich eine bevorstehende Umwälzung zu sehen, die die Bösen bestrafen und die Guten belohnen würde, und obgleich er in keiner Weise, außer durch Stillschweigen, gegen die Ungerechtigkeit sich empört hatte, die Herrn Andersson widerfahren war, so rechnete er sich doch zu den letzteren.

Netzt ward Herr Rauch des Fremden ansichtig. Verwundert starrte er ihn an und wandte sich zu Herrn Swanion. Dieser starrte ebenso verwundert wie sein Vorgesetzter, und selbst Herr Roth riß die Augen auf. Die Schreibmaschinen verstummten, die Buchhalter hoben Köpfe und Federn, und in einem allgemeinen Stillschweigen näherte sich so der Fremde der Agentengruppe. Auf Wendel wirkte es wie eine vom Schicksal arrangierte dramatische Szene.

— Guten Tag, Mr. Rauch, grüßte sehr ruhig der Fremde.

— Wie gehts Ihnen — darf ich fragen, mit wem — stammelte der Agent.

— Ich komme vom New Yorker Kontor, sagte der Mann langsam und deutlich, aber vollkommen unbefangen, während er eine Visitenkartentafel herauszog — mit der Babashbahn, übrigens eine ausgezeichnete Linie. Jedenfalls weit besser als die Grand Trunk.

(Fortsetzung folgt.)

## Richard Dehmel.

Richard Dehmel vollendet heute sein fünfzigstes Lebensjahr. Es ist sicher, daß sich eine hohe Woge von Würdigungen seines dichterischen Schaffens, seines Vollens, seiner Art ergießen wird. Ihre Vorboten haben sich schon eingestellt, und wenn man sie mit anderem zusammensieht, was in letzter Zeit über Dehmel gesagt wurde, so scheint es nun läßler an diesen Menschen und Künstler heranzuwachen als vor zehn und zwanzig Jahren. Man scheint ihm nun beibringen zu wollen: Deine Bedeutung ist unbestritten, aber der dichterische Ertrag deines Lebens ist, wenn nur das Vollendete gelten soll, nicht eben groß, er reicht etwa für ein schmales Bändchen, aber das gehört dann rechtmäßig neben die Klassiker deutschen Dichtens.

Aber ist es nicht verfrüht, solche Endurteile zu fällen, die über die Masse seines Schaffens gleichsam zur Tagesordnung übergehen? Ist der ringende Dehmel nicht mehr wichtig?

Denn das ist keine Frage: die Bedeutung, die er für alles, was seit 1890 jung gewesen ist, gehabt hat, fällt vor allem seiner ringenden Gewaltigkeit zu. Daß er neben dem sinnreichen Greifer und Genießer des Lebens, neben Delleb v. Biliencron, der einflußreichste Lyriker des jungen Deutschland wurde, hängt mit der leidenschaftlichen Wucht seines Grabens und Fragens und Prüfens und Aufstrebens zusammen. Er hatte die gärende Durchbruchkraft, die erlösend wirkte in einer Zeit, in der ein Rast von Gemüngen das Leben unerträglich einengte und weggesprengt werden mußte.

Das Maß der geschichtlichen Bedeutung solcher Kämpfe richtet sich nach dem Umfange, in dem sie als Massenbewegung sichtbar werden. Für die Kraft dieser Massenbewegung aber spielt die Spannung der einzelnen eine große Rolle, und wie groß sie war, davon zeugt gerade auch Dehmels Dichten. Als ein Element neuer, ungeklärter Kräfte empfand und erging dieser Dichter sich, als ein Schrei im seelehungerrnden Aufschrei von Millionen, und hier liegt denn wohl auch das Bleibende seiner Bedeutung.

Ueber den Wert Dehmels wird kaum entscheiden, was etwa der Dichter in neuen Jahren schaffen wird. Es wird nicht das wichtigste sein, ob dieser Dichter in letzter Lebenszeit ein anderer, als er auf

der Höhe seiner Jugend war, geworden ist, ob sein Jähdrang ihn aus Hörweiten der Millionen weggeführt hat, ob sein Ringen heute gesättigt schweigt und nun einem leichteren Weltanschauungsraum gegeben hat, das an einem mehr ruhend aufnehmenden Ergängen des persönlichen Reichtums ein Genüge findet. Als fünfzigjähriger Dichter hat er ein natürliches Recht, zu fordern, daß man sich vor allem an das hält, was er bisher in seine Speicher gefüllt hat, und da liegt gehäuftes Brot für viele, für die das Kampfmühen Lebensbedürfnis ist. Es fragt sich nur, in welchem Kulturkreise diese vielen wachsen.

Für die Matten und Satten hat Dehmel nicht geschaffen, und ein Anrecht auf sein Werk fehlt all denen, die da meinen, die Erschütterungen des Kampfes, den er geführt, entwiden schon ins Historische, vom Tageliebendigen hinweg. Dehmel spürt diese Blinden und Lahmen noch genug. In jungen Jahren schrieb er einmal: „Die Kraft eines Menschen zur Entwicklung der Menschheit, das ist sein Wert.“ und weiter: „Auch Kulturgetrieben muß im Kunstgetriebenen stecken.“ Er wollte als Dichter eine Macht sein, die eine Aufgabe der Entwicklung bewußt leistete. Kein einzelner kalter Stein unter Steinen, sondern ein Mensch für die Menschheit. Aber was führt er nun als Ertrag seines Vollens? Einmal sagt er: „Wer lenkt uns? Eine schmale Oberschicht. Was kann die bedeuten, wenn sechzig Millionen die deutsche Sprache sprechen. Da liegen die vielen Orte und überall neue und überall Schicksal, — und man denkt: diese alle ahnen garnichts von dem, was man macht . . . Und fühlt doch immer: für alle!“

Man muß bei Dehmel immer — auch bei diesem Bekenntnis seiner Sehnsucht — auf den Beginn seines Ringens zurückgehen. Er setzte in einer Zeit ein, die ihre Jugend in ein Gemoge gesellschaftlicher Anordnung und Auflösung warf und ihre Kraft vor die stärksten Anforderungen und Prüfungen stellte. Es fährt zu einer ganz falschen Wertung seiner Persönlichkeit und seines Dichtens, anzunehmen, sein Widerstand, sein Herauswollen aus den Strudeln und Wirbeln der jungen Tage habe sich von sozialen, etwa gar sozialistischen Zielen leiten lassen. Er ist einzig der Dichter, in dem der zeitenschnade Widerstreit der Gefühle sein Auf und Nieder in wildester Leidenschaftlichkeit durchkämpft, um zu einem Ausgleich zu gelangen. „Aus dumpfer Sucht zu lichter Glut!“ Und in diesem Kampfe reißt ihn alles in seinen Vorn, was durch Kraftentfaltung oder Kontrast gewaltig erscheint. Also das Gegenüber und Zusammenströmen von Mensch und Menschheit, von Einzelwesen und Naturallmacht, von Einzellos und Weltgeschick.

Dehmel war nicht der erste Dichter, der sich im Zusammenspiel dieser Gegensätze dichterisch bewegte. Aber seine „ergründliche Inbrünstigkeit“ war neu und eigen. Sie gehört zu den Merkmalen der Geschichte der achtziger und neunziger Jahre, und ihr verdanken wir die Gedichte, die Dehmel unter dem Eindruck des Kampfes der deutschen sozialistischen Arbeiter schuf. Die Kraft, die er da gewährte, gab seiner eigenen Kraft Bild und Sprache ein. Und dem Eindruck dieser Kraft ist er zugänglich geblieben bis heute. Im Beginn seines Dichtens steht die Ballade von dem Märtyrer, der die roten Wahlzettel in stürmender Nacht über das Eis trägt und mit seiner Last einbricht und versinkt: in der „Berliner Volkstribüne“ von 1890 wurde dies Gedicht zuerst veröffentlicht. In der Mitte seiner Schaffenszeit steht dann das Lied vom Arbeitsmann, das überall im deutschen Proletariat bekannt geworden ist, und im letzten Jahrzehnt schrieb Dehmel sein schlichtestes Meisterlied: das beste, das wir besitzen.

Man darf aus diesen Balladen und Liedern nicht schließen, politische Mißtreuehaft habe sie dem Dichterherzen eingegeben. Bei Dehmel gilt der Satz: „Erst wenn die Welt von jedem Zweck genesen und nichts mehr wissen will als ihre Triebe.“ Diese Triebe zu ergründen, zu erfüllen, ist der volle Inhalt und Lebensdrang seiner Dichterschaft. Sie reizen ihn, wo immer sie hervorbrechen. Im menschlichen Dasein sieht Dehmel „unendlich mehr als eine Laufbahn zum Wohlbestinden, zum Vornehmtum oder Neummalklugsein“; es ist ihm „ein steter gründlicher Antrieb zur Steigerung aller schaffenden Kräfte, ob für, ob gegen, ob durcheinander“. Die so gearteten Seelen, sagt er, „find in jeder Volksschicht zu finden, wenn auch am meisten wahrscheinlich in jenen Schichten, die am eifrigsten für die Zukunft kämpfen“. Und seine Dichtung rühmt die Tat dieser Seelen, die er die menschenwürdigen nennt, überall, in allen Klassen der Gesellschaft.

In einem neueren Gedicht, geschrieben auf den Stapellauf des „Imperator“, treibt der Eindruck der Weltfahrarbeit Dehmel zu dithyrambischem Schauen und Werten empor, das dem Arbeiter Gefühle andichtet, wie sie ihm freilich das politische Gefühl des Bourgeois wünschen mag. Er läßt sie in der Arbeit zu einer Einheit zusammenwachsen, in der die besten die sind, die, wie er sagt, ihr Los nicht beklagen und auch kein künstliches Glückland herträumen, sondern die Verfriedigung ihres Lebens im Hingeben ihrer Kraft finden: „Sie wissen, Kraft ist Lust, die ausschlägt vor Begehr, opfergroß sich hinzugeben, wie der Strom dem Meer“. Im Grunde ist das der uralte Rat, aus der Not eine Tugend zu machen und an Zufriedenheit zu sterben. Ein anderes Wort dieses Gedichtes gefällt uns viel besser als der Torpruch der Arbeit: „Unruhe heißt die Schöpferkraft.“ Aber eins ist doch so echt dehmelisch wie das andere. Und ein drittes Wort, in dem die Bewegung des Dichters heute sich kristallisiert, lautet: „Tatkraft sammeln!“ Auch das ist der Dehmel, dem der stete gründliche Antrieb zur Steigerung aller schaffenden Kräfte als das Wichtigste und Höchste des Lebens gilt.

Die Anfangstropfen des Gedächtes Hafenseier mögen bezeugen, wie inbrünstig der Dichter sich in die Stätten einfühlt, wo Weltarbeit groß am Werke ist. Wonach sein Leben in stärkstem Begehren verlangt, dort ist eine Stätte, wo er's findet:

Vom stillen Hafen singt manch' kleines Lied;  
Hafen der Weltstadt, bist du jemals still?  
O großer Draus der Unruhe, wenn schrill  
werktag's die Dampfbootwärme, Fahren, Schleppe, Zollen  
Signale kreischend durch's Sprühwasser tollen,  
Rauchwolken durch's Gestarr der Masse rollen,  
durch's Möwengehimmel um Schlot und Spriet.

Fremder, dann stehst du zuerit wie irr,  
würst nicht das Werk, das da wachsen mag,  
nicht von den Bersten herüber den Takt im Hammerschlag,  
nur das Getrach und Gerassel, Geklirr, Geschwirr,  
und ziellos fragt dein Blick ins Gewirr:  
wird je auf Erden noch Feiertag?

Bis du erschüttert vermeinst, daß eisenhart  
die ganze Menschheit im Arbeitsleid  
von allen Brückengeländern dir Antwort schreit;  
und vor dem starken Schall der Gegenwart  
verstummt dein Ruf nach ewiger Seligkeit.

## Crainville der Statist.

Von Kurt Morel.

Wir saßen auf der Terrasse eines weißen Hauses und rauchten. In den dumpfen Dreiklang unserer verhaltenen Stimmen brach das sommermatte Singen der Vögel des Gartens. Mit heikem, schwerem Leibe lag der Tag auf den kurzgeschorenen Rasenflächen. Er wälzte sich gegen die gedrängten Baumgruppen und durchwühlte ihr Dunkel. Schlaf und unbewegt standen sie da. Wie schmelzendes grünes Wachs hingen die Blätter und als könnten sie in der schweren Luft nicht abtropfen. Man konnte nichts tun als still hassen und allenfalls ein paar Erinnerungen aufweden, während man sich mit Eiswasser ständig kühlte. Das Haus warf einen breiten Schatten über uns hin. Es war sonderbar, so beinahe von seinem Körper getrennt eine fast unwirkliche Existenz zu führen. Kaum einer von uns hob einmal zu einer scheinbaren Behörde die Hand, die im schwattenden Blauviolett schmaler und weißer erscheinen mußte. Die weißen Korbfessel blieben kühl und trugen behutsam und beinahe zärtlich das Ruhen des schlaffen Körpers.

Die Stimmen dunkelten unwillkürlich nach in dieser schwermütigen Stimmung eines Nachmittags; die Augen ruhten halb offen aus von der unstillen Sehnsucht des Schauerns. Alle Farben draußen waren verpönnen in das mächtigbreit sonnende Licht. Der Garten hatte nur ein vielfältiges Grün und dazwischen wanden sich gelbweiß die Wege. Allein die Schale mit Rosen auf dem weißen Tische zwischen uns brannte lebhaft auf aus dieser müden Feier der Stille, als sei in ihr unser Blut zusammengefloßen. Es war still geworden zwischen uns. Blaugrau gewölkt lag der Rauch über uns in der schweren, bewegungslosen Luft, langsam sich lösend. Der Gastherr sog durch den langen Dalm das kalte Getränk, und sein Auge hing verliebt an dem alten Ringschmuck seiner verwöhnten Hand.

Bau Moorlen, der Holländer, der neben ihm saß, bereitete sich in der flachen Hand eine Zigarette aus goldblondem Tabak. Ich sah über den Garten, wo das Licht langsam zusammenrannte und jenen braunen Glanz von altem Golde, wie man ihn an Kirchengeläuten findet, annahm.

Von drüben streich ein Lächeln herüber. Am Gewächshause war eine Tür geöffnet worden. Heber den Weg dort hinten schlich eine Gestalt. Sonderlich in ihrer Haltung, wie ein unglücklich gewachsener Baum, zog sie durch einen eigentümlich abgehackten Abhülmus des Ganges das Auge auf sich. Langsam näherte sich der Mann, dessen Alter unmöglich zu schätzen war. Wrotest spielte sein Schatten auf dem hellen Wege. Vor der Terrasse zog er den breitkrempigen Sonnenhut von der Stirn und wir sahen in ein befremdend bleiches und zerbrochenes Knabengesicht, in dem ein paar schmerzhaftige Augen standen.

„Crainville!“ sagte van Moorlen deutlich und scharf, als wolle er den Mann da unten mit diesem fremden Namen anrufen. Er staunt und ein wenig erschrocken klang seine Stimme, und in dieser Plöblichkeit hart. Der Mann unten war schon vorbei.

Wir sahen über van Moorlens Gesicht ein leichtes Lächeln zucken, das ihm selbst zu gelten schien. „Crainville? — Wer ist Crainville?“ fragte unser Gastgeber. „Crainville?“ forschte ich selbst und mußte den Namen wiederholen, seinen Klang prüfend; „Crainville...“

„Ein Statist —“

Das erklärt nichts. „Aun — und...?“

Van Moorlen rüde in seinem Sessel und legte das starke, glattrasierte Kinn in die Hand. „Vom Théâtre Antoine... Ein kleiner, armer Statist in allen Komödien, Trauerspielen und Grotesken diesseit und jenseit der Rampe... Und in dem Manne eben glaubte ich ihn wiederzusehen. Aber ich weiß wohl, ich irrte mich.“

„Dieser Mann ist mein Gärtner“, erklärte der Gastherr. „Er gleicht meinem Crainville“, sagte van Moorlen, „wie kaum ein Mensch dem andern gleichen kann; doch er ist es nicht. Das habe ich wohl gleich gewußt. Aber ich hätte nicht geglaubt, daß ich diesem Gesicht je an einem andern Menschen begegnen würde... Ich war eben in Erinnerungen verstrickt, da traf mich dieses lebende Gesicht sonderbar, wie eine Vision aus naher Vergangenheit.“

Unser Gastgeber blies den Rauch seiner englischen Zigarette in die Luft und griff an den bauschigen Seidenknoten seiner orangefarbenen Krawatte. „Aber was ist denn mit diesem — Crainville — diesem Statisten?“ fragte er.

Van Moorlen entgegnete: „Das ist eine lange Geschichte, und ich weiß nicht, ob Ihr sie anhören wollt...“

Aber der Gastgeber bat ihn, zu sprechen: „Mein Lieber, Du siehst, wir können nicht anders. Wir wollen auf Deine Geschichte nicht verzichten, und Du hast bereits zu viel gesagt, um nicht alles sagen zu müssen. Wir bitten also.“

„Seltsam“, sagte van Moorlen, „wie uns oft das Schicksal eines fremden Menschen erregen kann. Jahre haben mir sein Gesicht nicht vermissen können. Durch wieviele Erlebnisse hindurch bin ich ungerührt gegangen; sie haben mich dies eine nicht vergessen lassen; sie haben seine trüben Farben nicht blässen und nicht überstauben können. Dieser Mensch, — Ihr könnt mir's glauben — Crainville, dieser Statist in erhabenen schreitenden Tragödien-dichtungen, wie in der niedrig kriedenden Alltagskomödie seines Daseins, hat mich einmal zutiefst erschüttert. Da kommt hier ein Mensch, der seine bleiche, schmerzliche Maske trägt, und spielt mir unbelübt mit armseligen, unwillkürlichen Gebärden die traurige Wiederholung jener Existenz vor, und ich schreie ihm seinen Namen ins Gesicht wie einem Nachtwandler, als zerschütte ich damit den mittellosen Draht, der ihn zwingt, das unerbittliche Leben der Marionette zu Ende zu spielen. Ich weiß nicht, ob Crainville noch lebt; aber sein Leben war so, daß es sich nur durch den Tod erfüllen konnte. Es kommt ja nicht darauf an, was Glück ist (dieser goldene Vogel, den wir alle glauben einmal gesehen zu haben), nur darauf, was wir so nennen. Für Crainville hießen auch die glänzenden Scherben seiner Sehnsucht, die in sein Leben zurückfielen, so. Er war bescheiden, aber wie ein Unglücklicher; er war zufrieden, aber sein Dasein war doch traurig und arm...“

Bei Antoine bereiteten wir damals, noch im engen alten Hause am Boulevard de Strasbourg, den Lear vor. Er selbst leitete die Proben und spielte den greisen königlichen Pelikan, der so von Liebe überfließt, daß er sich vor dem Ende ausgibt und selber arm bleibt wie sein drittes Kind. Auf einer dieser Proben sah ich in der ersten Reihe der Statisten einen jungen Menschen, dessen Gesicht mir zum Mittelpunkt der ganzen Szene wurde. Ich sah fast allein im verdunkelten Parterre. Die kleine elektrische Regielampe vor mir war abgestellt. Allem Geschehen unendlich fern, sah ich zusammengezogen in dieser schwarzen Stille. Drüben, über den unbedeutlichen Reichen des Gefühls, ging das Spiel, in einem unklaren Lichte. Die Schauplätze waren nur eben angedeutet. Graue Kalksteinwände ragten unvermittelt in die saße, nüchterne Geräumigkeit der Bühne. Licht war spärlich verteilt. Vereinzelt Lampen brannten, und ein Oberlicht beleuchtete die Bühne. Selbst, östig besitzig der Schein die Dinge und Menschen und legte diesen sonderbar dunkle Schatten an, die ihnen beim Schreiten kurzbeinig nachhüpften wie Vögel. Von oben traf das Licht die Gesichter, daß die Augen in einer schwarzen Maske lagen und das Relief der Mienen seltsam vertieft war. So sah ich diesen Menschen, der sich für mich ganz unwillkürlich aus der Gemeinschaft der anderen loslöste, der aus ihrer Gruppe leise und ohne Gewalt herausbrach, und dessen Schicksal mir mit einem Male nahe trat.

Es war in jener Szene, wo der Narr der unglücklichen König mit seinen Bitterkeiten speist. Da stand dieser junge Mensch, als hätte er selbst seinen Körper vergessen; stand wie angenagelt an ein unsichtbares Kreuz. Sein Leben schien in diesen Gliedern, die sich nicht rührten und nur in dieser einen starren Gebärde der Hilflosigkeit verharrten. Verwirrt stand das Haar über der Stirn, glanzlos und grau, als sei es nur die Asche seines früheren Haares. Aber dann waren diese Augen, diese unheimlich gültigen Augen, diese Augen, die ausfahen, als ob sein ganzes Leben sich in ihnen verzehre. In der dunkeln Schattenmaske unter der Stirn tief eingesenken, über den ausgehöhlten, steinfarbenen Wangen lagen sie und lebten. Noch war der bildhafte Reiz dieser Gestalt größer, noch vermochte er mehr über mich als das fremde Schicksal, das mich aus ihr heraus anrührte.

Die Szenen wechselten. Die Tragödie schritt tiefer in das Labyrinth der Schicksale, und Lear's Wahnsinn trug die Strohkrone des Glends. Aber immer wieder wartete ich darauf, daß jener fremde Mensch in das Spiel der Szene treten werde. Sein geheimes Schicksal gab Lear's Wahnsinn erst Relief. Ich war nicht da, um mich der Wirkung eines Schauspiels hinzugeben; aber ich konnte es mir nicht versagen, den eigenen, schauerlichen Reiz dieses Spiels, das nur für mich zu sein schien, auszulösen. Heute versteht diese Brualität meine Empfindsamkeit. Ich sage mir, ich hatte kein Recht, die Tragödie jenes mir stummen, hilflosen Menschen dem großen Spiele von Lear's blutender Menschlichkeit zu verflechten, ihm ahnungslos das Geheimnis seiner Seele zu entweihen.

Es kam die Szene, wo Regan dem geblendeten Kloster ihren Haß ins Gesicht speit. Regan war eine Schauspielerin von überm Ruf, Gabriele Blücher, ein schlankhüftiges Weib mit brandrottem

Haar und dem schönen Gesicht einer Schwindsüchtigen, darin krankhaft glänzende, hysterische Augen, dunkel umringt. Als Diener stand der junge Mensch in der Tür. Ich habe nie einen Menschen so dastehen sehen. Seine Hände hingen wie welcke weiße Blumen an ihm herab. Seine Augen haften an den geschminkten Lippen der Blücher, die Regan war. Es war, als lechze er nach der Gemeinheit und Niederträchtigkeit ihrer Worte, als sammle er sie auf sich herab, und dabei lächelte er mit diesen seltsamen Augen ihr in das zerförrte, verbrauchte Gesicht.

Ich ging hinauf und bekam einen Hilfsregisseur zu fassen. Ich hielt ihn an und fragte ihn nach jenem Menschen, der jetzt im dunkeln Hintergrunde der Bühne gegen die Wand lehnte und unverwandt wie ein Hund nach der Blücher hinüberstarrte, deren roter Haarknoten in einer Gruppe von Kollegen aufbrannte. Der Regisseur blickte flüchtig hinüber. „Der da? — Sie kennen ihn nicht? — Das ist doch Crainville . . .“ Es schien ihn zu verwundern, daß ich diesen Menschen, den er mir mit einer verächtlich nachlässigen Handbewegung wies, nicht kannte. Ein höhnisches Lächeln kräuselte sich um seinen Mund. Er schien mir irgendeine Anekdote, wie sie wirklich oder erfunden bei den Theaterleuten beliebt sind und jedem zu kosten gegeben werden, von Crainville erzählen zu wollen. Aber ich hörte schon nicht mehr hin. Crainville! So hieß dieser Mensch; ich zeichnete mir den Namen in mein Gedächtnis auf. Crainville . . .

Einige Tage wurde ich von den Proben ferngehalten. Eine der letzten war auf einen Abend angesetzt. Sie würde voraussichtlich bis tief in die Nacht hinein dauern. Der Eifer des Regisseurs ermüdete so leicht nicht, und er verlor dann ganz das Gefühl für die Zeit. Den ganzen Tag hatte ich mit einer Freundin in St. Germain zugebracht, und ich hatte keine rechte Lust nach der Stadt und ins Theater zurück. Aber ich durfte nicht fortlieben. Auch lockte es mich, Crainville wiederzusehen. Meine abgespannten Nerven lechzten nach irgendeiner Sensation des Gefühls.

Ich nahm meinen Platz ein, im Dunkel angenehm geborgen. Der wunderwolke warme Spätherbsttag hatte mich erschlaft, die reise Schwere der Luft lag mir im Blute. Meine Augen hingen noch voll von dem vielen goldenen Lichte da draußen, und der billige Glanz der Bühnenbeleuchtung schien mir lächerlich arm dagegen. Antoinette Lear war ohne Plastik und ohne Gewalt, es setzte ihm die Größe ins Mitleidlose hinaus. Mir blieb seine schmerzvolle Schicksalsprophetie flach und klein neben Crainvilles stummem Leidensbekenntnis.

Während einer Pause ging ich auf die Bühne. In einen Winkel lehnend fand ich Crainville. Seine Wände tasteten mich an; ich fühlte diese wunderlichen Augen groß auf mich gerichtet. Wie zwei seltsame Lampen brannten sie mir einen Augenblick und erhellten mir eine unbüfferte Tiefe seiner Seele. Ich ging auf ihn zu und sprach ihn an. Und mit einer unendlich müden, bis zur Tonlosigkeit erschöpften Stimme antwortete er mir. Es war, als sei seine Stimme an dem brennenden Leben seiner Augen versenkt. Er kannte mich. Mühsam sprach er meinen Namen aus. Manchmal lösch ihm eines seiner leisen Worte auf den Lippen aus. Und ich nickte ihm zu und ging.

Lears Leben verfladerte in die unheimliche Lautlosigkeit des Raumes, der weit, leer und dunkel hinter mir stand; Albanien's milde Worte senkten sich versöhnend, wie ein Wahrtuch, über seine und Cordeliens Leiche. Crainville stand da und neigte die Spitze seiner Standorte auf den Boden; aber wie er das tat, das war's. Wie ein Todesengel feierte er den lautlosen Augenblick, und der Schaft in seinen bleichen Händen war die erloschene Fadel, von der das Fahrentuch breit und rot blutete.

Polternd rollte der eiserne Vorhang über das stille Bild des Todes, während es sich in die groteske Szene eines Komödienausgangs auflöste. Ich blieb noch eine Weile im finstern Raume sitzen, bevor ich mich hinaus tastete. Die Bühne war fast aufgeräumt, als ich sie betrat. Im Halbdämmer hantierten noch einige Arbeiter. Sie huschten fast lautlos in ihren Fließschuhen.

Am Ausgang, unter einer Laterne, stand Crainville. Er grüßte mich. Ich trat auf ihn zu. „Herr Crainville,“ sagte ich, „ich habe beobachtet, daß wir denselben Heimweg haben;“ (und ich schämte mich im selben Augenblick, daß ich sag) „wenn es Ihnen recht ist, gehen wir zusammen.“ Er sagte leise, daß ich es kaum hören konnte: „Es wäre mir sehr lieb, mein Herr.“ Und er ging neben mir her.

## Kleines feuilleton.

### Länderkunde.

Auf den Gipfeln des Himalaya's. Frau Bullock-Wortmann, die sich bereits durch frühere Himalaya-Expeditionen einen bedeutenden Namen gemacht hat, veröffentlicht soeben in einer französischen Monatschrift eine interessante Schilderung ihrer letzten, achten Reise in die unbekanntesten Schneeregionen des Himalaya. Sie hat mehr als sechs Wochen durchschnittlich in einer Höhe von 4900 bis zu 5800 Meter, bei einer Kälte von durchschnittlich 20 Grad Celsius in den Eisgebieten dieses Hochgebirges ausgehalten. Der Tod hat ihr mehrmals gedroht und in der Tat zwei Mitglieder der Expedition verschlungen; sie hat Klettereien und Anstrengungen

schwierigster Art ausgehalten und Hunger und Kälte mit Erfolg getrogt.

Die Expedition bestand aus ihr und ihrem Gatten, dem Topographen Peterkin und einem indischen Feldmesser, vier savoyischen Bergführern von Courmayeur und ungefähr 100 indischen Trägern. Der Einstieg erfolgte von Srinagar, dem „Interlaken des Himalaya“, aus in den westlichen Teil des Karakorumgebirges, in den Grenzgebieten von Kaschmir und Chinesisch-Turkestan. In den unteren Regionen begegneten sie noch häufig wilden Tieren, Wölfen, Füchsen, Hasen, Berghühnern und einer bisher unbekanntem Steinbodart, die in ihrer äußeren Form an den Haid erinnert. Diese schönen Tiere, die noch nie von Menschen heunruhigt oder getötet worden waren, zeigten keine Furcht. Sie blieben ruhig in der Nähe der Karawane und betrachteten sie mit Neugierde.

Die Expedition führte, so weit es ging, 15 Ziegen mit, um so lange wie möglich frische Milch zu haben, und 25 Schafe, die als Nahrung dienen sollten. Es sind mit diesem wandelnden Nahrungs-transporte ganz gute Erfolge erzielt worden, besonders, da sich die indischen Träger an den übrigen Vorräten in arger Weise vergriffen. Ueberraschend war die Widerstandsfähigkeit dieser Leute. Sie, die an den tropischen Ufern des Ganges aufgewachsen waren und für die Hochgebirgsreise mit Schuhen und Strümpfen versehen wurden, verzichteten freitwillig darauf und wandelten barsuf über Schneefelder und Gletscher.

Die Hauptaufgabe der Forschungsreise bestand darin, den „großen Siachen“ oder den „Rosengletscher“ zu erforschen und topographisch aufzunehmen. Mit seiner Länge von 75 Kilometern und seiner Breite von 4—9 Kilometern ist er der größte Gletscher der Welt außerhalb der Polarregion. Der größte Gletscher der Alpen, ist nur 23 Kilometer lang. Die Forscher lebten über sechs Wochen auf dem Gletscher, den sie bis ins kleinste erforschten. Von diesem Stützpunkte aus wurden dann die umliegenden Berggipfel bestiegen und gemessen. Es sind eine ganze Reihe bedeutender Gipfel von rund 7000 Metern Höhe entdeckt worden, die mit dem Sammelnamen, die „Gruppe Königs Georg V.“ bezeichnet wurden. Besonders verdienstvoll ist die Entdeckung des Gletscherursprungs, der sich in einer Höhe von 6400 Metern, direkt an der Wasserscheide zwischen Indus und Turkestan befindet.

Einmal wäre beinahe die ganze Expedition von einer ungeheuren Lawine verschüttet worden. Die riesigen Schneemassen laufen direkt an der Karawane, die eben einen Gletscher überschritt, vorüber. Alle kamen heil davon. Der Gletscher wollte aber doch sein Opfer haben. Plötzlich verankert einer der italienischen Führer in einer Spalte; er wurde zwar noch lebend herausgezogen, verschied aber bald darauf. Ferner fiel ein indischer Träger in einen Bergstrom. Außer dem Siachen-Gletscher wurde noch der Kabery-Gletscher und das „Siala-Defilé“ erforscht. Ueberaus schwierig gestaltete sich die Besteigung des Pil Tawiz, 6400 Meter hoch. Die Expedition kehrte auf einem anderen Wege zurück.

### Aus der Physik.

Das Lesen bei Tageslicht und bei künstlicher Beleuchtung. Man hat vielfach gemeint, daß das Lesen und ähnliche Arbeiten, die mit Augenanstrengung verbunden sind, bei künstlicher Beleuchtung insofern leichter von statten gehen, als dabei die Lichtstärke kleiner zu sein brauche als bei dem natürlichen Lichte. Der Amerikaner Cravath rühte dieser Frage mit den Mitteln der exakten Messung auf den Leib, und hat, wie es so öfters geschieht, die gewöhnliche Meinung siegreich vernichtet.

Aus den Versuchen mit mehreren Personen stellte er fest, daß die künstliche Beleuchtungsstärke beim Lesen mindestens 10—20 Einheiten beträgt. (Als Einheit der Beleuchtungsstärke nimmt man jene Beleuchtung an, die von einer Normalkerze in einer Entfernung von 1 Meter ausgesandt wird). Nur wenige Personen könnten sich mit 5 Einheiten begnügen. Ein bemerkenswerter Umstand, den sich übrigens die Herren Papierfabrikanten und Buchherausgeber zu Herzen ziehen mögen, stellte dabei Cravath fest. Je glänzender das bedruckte Papier war, desto größere Stärke der Beleuchtung wurde verlangt.

Ganz andere Zahlen haben nun die Versuche mit dem Lesen beim natürlichen Licht ergeben. Sie wurden am frühen Morgen bei Sonnenaufgang und abends bei Sonnenuntergang ausgeführt. Am Abend ging das Lesen bei einer Beleuchtungsstärke von 10 Einheiten sehr gut von statten. Sogar bei 2,2 Einheiten ließen sich noch die Leserversuche durchführen, allerdings nur mit großer Anstrengung.

Noch besser ging die Sache am frühen Morgen. Das Auge, an das nächtliche Dunkel gewöhnt, begnügte sich bereits mit 1,5 Beleuchtungseinheiten, und als die Lichtstärke 6,2 erreichte, empfand sie das Auge ebenso intensiv wie eine künstliche Beleuchtung von mindestens 30 Einheiten.

Woher dieser auffallende Unterschied? Das Tageslicht ist ein diffuses, zerstreutes Licht. Die Papierfläche wird da durch Strahlen von allen möglichen Richtungen her beleuchtet. In gleicher Weise erfolgt auch die Lichtspiegelung; selbst beim glänzenden Papier nehmen wir keine Ungleichmäßigkeiten der Beleuchtung wahr? Ganz anders beim künstlichen Licht, das von einer bestimmten Lichtquelle kommt. Es ruft, insbesondere beim Glanzpapier, jene lästigen Spiegelreflexe hervor, die das Lesen so beschwerlich machen und die nur durch Steigerung der Lichtstärke wettgemacht werden können.